

Im Kampfe mit Franktireurs.

(Kriegsroman von Adolf Banfel.)

Erster Teil.

Ueber die Landstraße legte ein scharfer Nordost, die Staubwolken aufwirbelnd. Die Bäume, die die Chaussee begrenzen, verschwanden in dem Wirbel von Ralkstaub und waren nur noch in den Umrissen erkennbar.

Die Reiter, die in kurzem Trab heranramten, vermochte gegen die elementare Gewalt nicht länger aufzutreten. Ueberhüllte von einer Wolke ägenden Staubes, der unheimlich in Augen und Mund drang, die Sehkraft schwächte und das Atmen erschwerte, fiel sie in einen schwarzen Trübsinn. Die Köpfe zwischen den Weinen, schlichen die Pferde dahin; die Reiter ließen die Bügel hängen und wußten sich das mögliche Zeugnis aus dem Gesicht.

Der Führer der Abteilung, ein kraftvoller Reitergestalt, der sonst Mühigkeit hatte, das Temperament seines Fuchshengstes zu zügeln, saß ruhig auf dem träge hintrotenden Ross, zwischen den Fährten eine kurze Pfeife, die mühsam qualmte. Er zog mit Selbstbeherrschung, aber der mit Staub bedeckte Tabak wollte nicht brennen.

Kergerlich nahm er die Pfeife aus dem Munde und klopfte die Aschensreste auf die Erde.

„Der Teufel auch! Selbst der einzige Genuss, der einem auf dieser niederdrückenden Streife bleibt, wird einem verweigert durch diese staubige, schwebende Luft. Kein Raucher ist kräftig wie eine Birke.“ Sein Begleiter, ein schlanker Leutnant, dem die Worte galten, räusperte sich wiederholt, ehe er zur Antwort ansetzte.

„So miserabel hat! Ich mir die Champagne nicht vorgestellt. Da träumt man von dem herrlichen Schaumwein und kriegt Kalkmehl schweißelweise zu schlucken. Rehe und Lunge sind wie verpulvert. Sicher will ich einen Ritt durch die Sahara machen, man weiß dann doch...“

Weiter kam der Sprecher nicht. Ein Windstoß fuhr ihm ins Gesicht und in einem heftigen Hustenanfall erstarrte die Rede.

Der andere lachte. „Du hast den Mund zu voll genommen, lieber Hugo. Preß die Lippen zusammen und sprich durch die Zähne. Das schließt!“

„Du meinst wohl, ich soll Papagens mimen? Ja, wenn man auch gleich sein Glodenspiel zur Hand hätte!“

„Gottlob, der Humor ist dir nicht ausgegangen. Aber sieh' mal unsere Leute, wie die aussehen, die reinsten Mütter!“

„Wir auch nicht besser, hoher Chef! Dein stolzer Vorkopf sieht aus, als wäre er mit Gips geputzt.“

„Das wird anders werden, wenn wir unter Dach und Fach sind. Nach meiner Schätzung sind wir nicht mehr weit vom Ziel, dem Franktireuren Arcene.“

„Der scheußliche Wind gestattelt einem keine Orientierung auf der Karte. Ich fürchte, wir haben noch immer zwei Stunden schwarzen Rittes vor uns.“

„Das heißt mindestens vier Stunden Marsch, denn bei diesem höllischen Wetter kommen wir nicht vom Fied.“

„Aber wir können doch nicht länger so dinkelfehen. Bedenk', es dämmert schon.“

„Du hast recht! — Trompete! Halt blafen!“

„Was hast du vor?“

„Zunächst einen kurzen Halt! Da — rechts von der Straße — ist eine Senkung. Hier steht die Schwadron einigermassen gesichert gegen die Staubwolke. Wir müssen uns gedulden, bis es dunkel geworden ist und der Sturm abflaut.“

Die Schwadron ist in der Deckung aufmarschirt, der Führer läßt abblafen. Die beiden Offiziere sind in erster Beratung, während die Reiter den Staub von ihrer Uniform klopfen und die Gurte an den Sätteln fester ziehen.

„Solange dieser Stauchornado anhält, ist nichts zu wollen. Wir bleiben hier zunächst liegen. Inzwischen kann unser stinker Konegg mal umschau in der Gegend halten. Er soll mit einer Patrouille das Terrain aufklären.“

„Du, der wird nicht wenig überrascht sein über die Kommandierung.“

„Warum? Er ist doch bei Handstreichen immer tet voran.“

„Das schon, aber jetzt wird ihm die Ober sehr in die Quere kommen. Sieh' mal hin, wie das stille Reichen seine verstaubte Aushenseite an dem Wassertrümpel in Ordnung bringt.“

Die beiden Offiziere belustigten sich trotz der eigenen läben Verfassung weidlich über den Esel, mit dem ihr Kamerad seine improvisierte Feldküche machte.

„Fährlich Konegg! Manß es hell und schwarz aus des Chefs Munde.“

Wie ein Blitz fuhr der Geruchene herzu und stand im Nu vor seinem Konegg.

Da war nichts mehr von Eitelkeit und Hitzigkeit zu sehen. Stramm, fest, aufgerichtet, Spannung und Jugendmut in dem frischen Gesicht, hörte der Führer auf die Worte des Führers.

„Wir kommen in gefährliche Gegend. Dorf Arcene und Umgegend sind als Schlupfwinkel für Franktireurs bekannt, die sich nach unsern Meldungen hier zu Bänden zusammenschließen. Sie zu überraschen und aufzuheben, ist unsere Aufgabe. Da bei dem stürzenden Wetter eine rasche Orientierung schwer ist, sollen Sie das Terrain sondieren. Nach der Karte sind wir nicht mehr weit von der Stelle, wo ein Feldweg rechts nach Arcene führt. Suchen Sie diesen zu finden, aber Eile tut not. Nehmen Sie ein paar Leute und senden Sie möglichst rasch Meldung. Wir werden nach kurzer Rast aufbrechen und uns an Ihre Posten halten!“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant! Ich nehme Riels und Koster mit, die schärfsten Spürnasen der Eskadron — die riechen einen Franktireur auf hundert Schritt!“

Und schon ist der flinke Jüngling bei seinem Pferde und mit einem Sprung im Sattel. Einige kurze Befehle und in beschleunigtem Tempo geht's durch das noch immer wirbelnde Staubgewölke.

Nach eine Stunde Rast, dann setzt sich die Eskadron in Bewegung und reitet in die Nacht hinein.

Der Sturm hatte nachgelassen, aber den Reitern ist nicht ganz wohl auf ihren Säulen. Ein abscheuliches Jucken plagt jeden; der feine Ralkstaub ist durch die Kleider gedrungen und ätzet seine ätzende Wirkung auf die Haut. Verwünschungen, Flüche, verbe Scherze zeugen von der Stimmung, die unter den Leuten herrscht, bis der gebieterische Ruf des Kommandeurs größte Ruhe und Aufmerksamkeit fordert.

Die Reiter, die eine jener Truppenabteilungen, die zur Sicherung und Freihaltung des Geländes im Rücken der deutschen Armee die Etappenlinien zu bewachen und ein scharfes Auge auf das Freischützengewand und alle verdächtigen Erscheinungen unter der französischen Bevölkerung zu richten hatten.

Es war Anfang Oktober 1870. Das auf der Straße von Vitry le François nach Fere Champenoise vorrückende Kommando bestand aus einer Eskadron Dragonern, die Oberleutnant Werner führte. Ein stotter Reiter und tüchtiger Truppenführer, wußte er ebenso schneidig den Säbel wie die Feder zu führen. Seine Rapporte über Streifen und Rekognoszierungen waren militärische Feuilletons voll Farbe und Leben. Das französische beherrschte er wie seine Muttersprache; er verstand es sogar, das Paris jeder Gegend sich rasch anzueignen, so daß der überraschte Franzose häufig einen Landsmann in ihm vermutete.

Diesem sprachlichen Talent und einer angeborenen Liebenswürdigkeit hatte er es zu verdanken, daß er auf dem feindlichen Boden sich leicht Gehör verschaffte und selbst da, wo ein gefestigter Haß und unbändiger Nationalhaß jeden Verkehr mit den deutschen Barbaren für schmachvoll ansahen, die trennende Mauer nicht brüchete. Seine Gewohnheit, den leicht empfänglichen Franzosen durch Schonung seiner Eigenart und freundliches Wesen zu gewinnen, hatte freilich nicht immer Erfolg, und sein Kamerad und Freund, der ein starkes Vorurteil gegen die gallische Rasse hegte, konnte es nicht unterlassen, ihn ob seiner Gutmütigkeit zu hänseln.

Dieser sein Kamerad, Leutnant Graf Eberstein, aus einem alten, angesehenen Geschlecht stammend, war ein vornehmer, ritterlicher Charakter, doch nicht frei von der Ueberheblichkeit, die Leute an den Tag legen, die über ein abliges Wappen verfügen. Sein Eintritt als Offizier bei den Gardehütern hob noch sein Selbstgefühl, und es verlegte empfindlich seinen Stolz, als er durch eine Verletzung um Umständen seine Eilstruppe verlassen mußte und nach Ausbruch des Krieges einem Etappenkommando zugeteilt wurde — er, der Feuer und Flamme war, in vorderster Reihe zu kämpfen und zu zeigen, daß Männer seines Stammes ihn nicht nur tadellos zu repräsentieren verfehlen, sondern auch tapfer, todesmutige Soldaten sind.

Werner, der in der Garnison als ein hervorragender Offizier galt, auf den man die größten Hoffnungen setzte, wurde von Graf Eberstein hochgeschätzt, da er neben seinen militärischen Vortügen ein so taubermäßig Aufstreben zeigte und eine von edlem Selbstbewußtsein getragene Offenbarung an den Tag legte, daß sich der gräfliche Sprößling sympathisch berührt fühlte. Und es geschah das Wunderbare, daß er, der Stolz, Kühnheit, Unnahbare, um die Freundschaft des bürgerlichen Offiziers warb.

Doch dieser, der seinen bürgerlichen Namen hochhielt und um seiner selbst willen geachtet werden wollte, hatte sich von vornherein von den abligen Offizieren ferngehalten, weil er deren Anschauungen und Passionen nicht teilte. Er war daher dem

gräflichen Kameraden, als dieser seinen Umgang suchte, anfangs mißtrauisch ausgewichen und hatte sich von vornherein von den abligen Offizieren ferngehalten, weil er deren Anschauungen und Passionen nicht teilte. Er war daher dem gräflichen Kameraden, als dieser seinen Umgang suchte, anfangs mißtrauisch ausgewichen und hatte sich dessen Annäherungsversuchen gegenüber sehr zurückhaltend gezeigt, bis ein Zufall die beiden zusammenführte.

Werners Schwester, ein reizendes Kind von 16 Jahren, hatte sich beim Schlittschuhlaufen im feurigen Eiser der Jugend über die sichere Bahn hinausgewagt, war auf Reuiss geraten und eingebrochen. Das arme Mädchen wäre bei der Tiefe des Wassers verloren gewesen, wenn nicht ein junger Offizier zu Hilfe geeilt wäre und mit ebensoviel Geistesgegenwart wie Todeserschauung die dem Sinken nahe Gerettete hätte.

Dieser Offizier war Graf Hugo Eberstein. Seine Kühnheit, aufopfernde Tat gleich die trennenden Gegensätze aus, und bald verband eine innige Freundschaft die beiden Männer, die in idealem Streben und abligem Denken längst einig gingen.

Die Eskadron war unter den üblichen Sicherungsmaßregeln auf der Landstraße in ruhigem Schritt weitergeritten. Oberleutnant Werner hatte von Zeit zu Zeit Patrouillen abgehen lassen, doch keine Meldung mit Konegg gefunden. Schon wollte er sich selbst mit einigen Dragonern auf die Fährte machen, als der Führer der Rekognoszierungspatrouille auf schweißbedecktem Pferde anlangte.

„Nun, wie sieht's, Konegg? Sind wir auf dem rechten Weg?“

„Der Weg ist nicht zu sehen, sobald wir die vor uns liegende Höhe passiert haben. Von ihr können wir den Kirchurm von Arcene erblicken, wo wir für unsere Pferde genügend Ställe finden. Ich habe zwei Mann im Ort zurückgelassen, um das Nötige vorzubereiten. Wenn wir gut reiten, sind wir in kurzer Zeit dort.“

Der Eskadronchef ließ sich vom Führer das Ergebnis seines Patrouillenritts berichten, dessen Einzelheiten er mit großem Interesse entgegennahm.

„Ich ritt“, so lautete der Rapport, „so schnell es Witterung und Weg erlaubten, vorwärts. Während die Straße bisher keine erheblichen Terrainunterschiede zeigte, wurde dies nach einer halben Stunde anders. Der Weg senkte sich mit einem Male und bildete eine tiefe, von einem Bach durchschnitene Mulde. Rechts führt eine Schlucht in bewaldetes Terrain. Ich ließ einen der Dragoner an der Bach überfließenden Brücke zurück und ritt mit den andern in den Hohlweg ein. Nach kurzer Zeit sah ich ein Licht durch das Dunkel flitzen, das, wie sich's beim Näherkommen erwieis, aus einem Gehst kam. Ich sondierte mit meinen Leuten sorgfältig die Umgebung und verständigte mich mit ihnen für alle Fälle über einen Rückzug. Nun ritt ich an dem Gebäude vor und rief nach dem Besizer. Keine Antwort, nur ein Hund bellte. Ich sah ab, gab den Dragonern mein Pferd, empfahl ihnen scharfes Augenmerk und ging ins Haus. Wie ich die Tür aufstieß, hörte ich leises Geflüster und sehe ein paar Gestalten, darunter einen Kerl mit greulicher Bißage, auf dem Hausflur verschwunden. Im Wohnzimmer finde ich einen alten Mann, der mir mit grinsender Freundlichkeit entgegenkam. Auf die Frage, warum er auf mein Reuiss keine Antwort gegeben, bedeutet er mir, daß er schlicht höre. Auf weiteres Fragen gibt er zögernd an, er sei allein auf der Ferme; zu haben sei hier nicht. Hätte ich nicht jene Kerle selbst gesehen, so würden mich einige niedliche Holzschuhe, die am Kamin standen, belehren haben, daß der Alte auch weibliche Gesellschaft habe.“

„Natürlich“, unterbrach der Chef den Führer, „die Mädchen müssen verheiratet werden, damit sie nicht den barbarischen Deutschen in die Hände fallen. Ueberall dieselbe grundlose Angst, derselbe infamische Schreden vor uns, als ob wir direkt aus dem Katakomben kämen. Man könnte brav über lachen, wenn es nicht so traurig wäre. Doch fahren Sie fort, Konegg! Wie machten Sie sich dem alten Bauern verständlich?“

„Oh, sehr leicht, Herr Oberleutnant! Als ich ihm meinen Revolver vorhielt, verstand er mit einem Male jedes Wort. Ich ließ mich überall umherführen, untersuchte Wohn- und Delonomiegebäude, fand aber nichts Verdächtiges. Ich machte nun dem Alten begründlich, wenn er nicht sofort für Essen und Trinken Sorge ließe ich ihm das Haus über dem Kopf anzünden. Das half! Nach kurzer Zeit trank er Speck, Käse und Wein aus. Ich ließ mir die Sachen gut schmecken und meinen Leuten auch einen Teil aufs Pferd reichen. Um keine Zeit zu verlieren, mußte mir der Alte den Weg zum nächsten Dorf zeigen, das wir in scharfem Ritt bald erreichten. Auch hier dieselbe Erscheinung, kein Mensch sichtbar. Endlich wurde ich eines Burschen habhaft, der uns nach der Mairie führte. Wir waren in Arcens. Hier

machte ich kurzen Prozeß. Ich kündigte dem als Vertreter des Ortsvorstehers amtierenden Bauer Quartier und Verpflegung für die Eskadron über die Dauer einer Nacht an, schnitt jeden Widerspruch mit erster Drohung ab und erreichte die Zustimmung. — Sehen Sie, Herr Oberleutnant, da, wo die Lichter schimmern, ist das Rest. Bald werden wir unter Dach und Fach sein.“

„Wie weit ist die Entfernung von der Ferme bis zum Dorfe?“ fragte Werner.

„Für einen schneidigen Reiter etwa zwanzig Minuten.“

„Leutnant Graf Eberstein! Besetzen Sie mit zwölf Mann die Ferme, die Ihnen der Führer beschreiben wird. Halten Sie die Nacht über scharfe Wache, besonders den Waldsaum empfehle ich Ihrer Aufmerksamkeit. Das Gehölz kann leicht heimtückischen Gesellen zum Schlupfwinkel dienen. Meldungen treffen mich in der Mairie von Arcene!“

„Zu Befehl!“

Die Abteilung schwenkte von der Eskadron ab, die ihren Weg nach Arcene fortsetzte und nach kurzer Zeit die ersten Häuser des Dorfes erreichte, wo ihr einer der vorausgeschickter Reiter entgegenkam mit der Meldung, daß alles in Ordnung sei. Ein großes Gehölz, in dem die ganze Eskadron oder doch ein Teil untergebracht werden könnte, sei nicht vorhanden; die Dragoner müßten über das ganze Dorf verteilt werden, doch sei Vorposten getroffen, daß immer mindestens zwei Mann zusammenkämen.

„Das ist gut!“ bemerkte der Eskadronchef. „Hier scheinen wir übrigens vor der Mairie zu sein. Eskadron, halt!“

Die Reiter, die marschierte auf dem freien Platz vor dem Rathaus auf und erhielt ihre Weisung für die Quartiere.

Der Einzug der Dragoner schien von den Dorfbewohnern kaum beachtet zu werden. Die Gassen waren öde und leer, ein paar trüber Laternen erhellten notdürftig die Wege. Man hätte das Dorf für ausgestorben halten können, wenn nicht dann und wann zwischen einer Türspalte das Luchsauge eines männlichen Bewohners hervorblitzte hätte oder an einem Fenster das verweilte Gesicht eines alten Weibes aufgetaucht wäre. Junge Frauen und Mädchen schienen das Dorf nicht zu besorgen.

„Was haben Sie, Riels?“ fragte Werner einen seiner Leute, der sich ihm mit den Zeichen höchster Aufregung näherte.

„Soeben sah ich einen Blusenmann in höchst verdächtig Weise in ein einzelnes stehendes Haus schleichen, aus dessen Spornstein sofort ein dicker Rauch aufstieg — offenbar ein verabschiedetes Zeichen!“

„Mag wohl sein! Durchsuchen Sie mit Riels das Haus und schaffen Sie den Kerl zur Stelle. — Und Sie, Wachmeister, scharfen Sie die Mannschaft größte Vorsicht ein. Die Leute sollen die Nacht über bei den Pferden bleiben, um beim ersten Alarm zur Stelle zu sein. Sie selbst bleiben mit einem Trompeter in meiner Nähe! Von Zeit zu Zeit lassen Sie Patrouillen gehen und halten genaue Verbindung mit der Ferme!“

Nach diesen Worten wandte er sein Pferd und ritt an seinem Quartier vor.

Das Haus, von dem aus die Geschehnisse des Dorfes geleitet wurden, hatte wenig repräsentables und Würdevolles an sich. Ein Bauernhaus wie die andern, vielleicht etwas größer als die Nebengebäude, unterschied es sich von seiner Umgebung nur durch einen Dachaufbau.

Werner kam nicht mit großen Hoffnungen, aber so nichtigen, so armelich, so jeden Schmuckes bar hatte er sich die Wohnung des Herrn Maire nicht gedacht. Daß das Innere nicht besser sein würde als das unwillkürliche Äußere, stieg ihm als dunkle Ahnung auf. Mit Mißbehagen und nicht ohne ein Gefühl heimlichen Widerwillens rüßte er sich zum Einzug in sein Quartier.

Er stieg ab, klopfte schmeichelnd dem Fuchs den schlanken Hals und ließ ihn an seinen Lasten schnuppernden Pferde ein Stück Zucker in das begehrlische Maul. Dann übergab er das vor Ungebuld schorrende Tier dem Burschen, der es in den Stall führte.

Der Offizier schritt die ausgestreckte Treppe zur Mairie hinan und war nicht wenig überrascht, beim Eintritt ins Innere eine weibliche Person vorzufinden, die nach Haltung und Bewegung offenbar der Jugend angehörte. Das Gesicht konnte er nicht sehen. Es war über ein Bett gebeugt, das nischenartig in der Wand angebracht war und, wie die umherstehenden Arzneiflasken andeuteten, einen Kranken beherbergte.

Das Gemach war nur spärlich von einer Ampel beleuchtet, so daß sich Gegenstände und Personen nicht deutlich hervorhoben. Die im Kamin lodernde Flamme warf zweiweilen ihren Schein auf das Mädchen, dessen Haupt mit Purpur überglühend.

Werner, dem anfangs die dumpfe,

von scharfen Arzneien durchsetzte Luft den Atem beschwerte, hatte unwillkürlich einen Schritt rückwärts gemacht, blieb aber vor dem seltsamen Schreie, der wie gebannt stehen, und als jeh die Französin den Kopf zu dem Fremdling erhob, war dieser von der Anmut und Grazie, mit der dies geschah, betroffen. Mit unverhohlener Bewunderung betrachtete er die ersten Züge der jungen, in tiefes Schwarz gekleideten Dame, deren ganzes Wesen so wenig zu dem Orte paßte, an dem sie sich befand.

Eine feine, aristokratische Erscheinung, die Formen von schönstem Ebenmaß, der Schnitt des Gesichtes klassisch schön, das sprechende Augenpaar von langen Wimpern beschattet, um der Mund, dessen schwellende Lippen zum Kusse luden, ein sinnig-saurem Zug, der durch eine sanfte Vertiefung am Kinn einen schallhaften Charakter erhielt — so stand sie vor ihm.

Werner war geblendet. Noch nie hatte er ein Weib gesehen, bei dem sich Schönheit und Anmut so innig vereinten.

Raum hatte die Dame den deutschen Offizier bemerkt, als sie sich mit einer Gebärde des Stolzes abwandte, wobei ein blühender Strauß des Haßes auf den verwegenen Einbringling fiel.

Werner war die hochmütige Abweisung nicht entgangen. So angenommen er auch von den Reizen und dem edlen Anstand der Französin war, so regte sich doch in ihm das ganze Selbstgefühl des deutschen Offiziers, und in höflichem, aber entschiedenem Tone kam es über seine Lippen:

„Als Kommandant der hier eingerückten Reitertruppe habe ich die Mairie als Quartier zu beanspruchen. Da ich niemand sonst sehe, an den ich mich wenden kann, so ersuche ich Sie, mit ein Zimmer anzuweisen zu wollen.“

Das stehende Französin, in dem die Worte gesprochen wurden, machte die junge Dame ruhig; sie konnte nicht umhin, den Sprecher einer näheren Mustering zu würdigen. Diese mußte nicht so überaus gefallen sein, denn die Stolge ließ sich zu einer höflichen Antwort herbei:

„Sie sind in einem Krankenzimmer, mein Herr, und werden begreifen, daß hier kein Raum für einen Fremden, am wenigsten für einen Feind Frankreichs ist.“

„Ich achte und ehre den Schmerz auch den Feinden gegenüber und werde Ihren Kranken nicht belästigen. Ich denke aber, es wird in diesem Hause wohl noch ein Raum sein, wo ich unterkommen kann. Ich nehme mit dem bescheidensten Vorliebe.“

„Wie, mein Herr? Sie wollen sich in dieses Haus, über dem schon der Schatten des Todes schwebt, einbringen? Was kann man auch von den Deutschen anders erwarten?“

Der herbe Spott, der in diesen Worten lag, brachte den Offizier auf. „Mein Fräulein! Dem deutschen Soldaten steht obenan die Pflicht. Wenn es das Wohl und Wehe der ihm anvertrauten Schar gilt, darf der deutsche Offizier keinen Augenblick zaudern, und müßte er an die Pforte der Hölle klopfen. Kurz und gut! Meine Anordnungen sind derart getroffen, daß eine Aenderung nicht mehr möglich ist. Sie haben also wohl die Güte, meinem wiederholten Wunsch um Ueberlassung eines Zimmers zu entsprechen.“

Noch einmal suchte die Dame Widerspruch zu erheben, allein ein Blick auf die unbedingte, feste Haltung des vor ihr stehenden Mannes überzeugte sie, daß jedes weitere Wort verloren sei.

„Um einem Sterbenden nicht die letzten Augenblicke durch die Anwesenheit eines Feindes zu verbittern, werde ich Sie in ein andres Zimmer führen. Folgen Sie mir!“

Nachdem sie nach dem Kranken gesehen, dessen tiefe, ruhige Atemzüge wenig zu seinem vorgehlich bedenklichen Zustand passen wollten, ergriff die Französin ein Licht und schritt voran.

Werner bewunderte aufs neue die gräßliche Haltung und den elastischen Gang seiner schönen Gegnerin und gewann mehr und mehr die Ueberzeugung, daß er eine Dame aus der besseren Gesellschaft vor sich hatte, für deren Aufenthalt in dem armenlichen Neste und der düsternen Krankenzimmer er vergeblich nach einer Erklärung suchte.

„So, mein Herr! Das ist Ihr Zimmer!“ sagte die Dame, indem sie den Gast in einen Raum führte, der außer einem riesigen Bett einen Tisch und einige Stühle einfacher Art enthielt. „Von hier können Sie unmittelbar auf die Straße gelangen, brauchen uns also nicht zu belästigen.“

Bei diesen Worten zeigte sie auf eine Falltür im Hintergrund des Zimmers, von der eine steile Treppe in den Hofraum und von da ins Freie führte.

„Ich danke Ihnen, mein Fräulein! Vermutlich sehe ich in Ihnen eine Verwandte des Hauses, das außer Ihnen und Ihrem Patienten niemandem weiter zu beherbergen scheint.“

Verluchte Werner seine geheimnisvolle Führerin auszuforschen.

Werner, dem anfangs die dumpfe,

„Ueber mein Verhältnis zu dem Kranken bin ich Ihnen keine Rechenschaft schuldig“, wehrte die Dame seinen Angriff ab, indem sie den fröhlichen Hochmut in Gebärde und Haltung wieder annahm.

„Ueber Ihre eigene Person gewiß nicht; Damen zu achten, ist bei uns Kadaverpflicht!“ bemerkte Werner nicht ohne einen leisen Anflug von Ironie. „Was aber Ihren Kranken betrifft, so muß ich über dessen Person Gewißheit haben!“

„Großer Gott!“ rief die Französin ungeduldig. „Sie hören doch, daß der Mann krank, schwer krank ist — und ein folder, den! Ich, kann Ihnen kaum gefährlich werden!“

Den Worten überhörend, der in den letzten Worten lag, versetzte der Offizier:

„Sie sehen mich zu meinem Bedauern genötigt, auf meinem Verlangen zu bestehen. Versehen Sie sich in meine Lage. Ich komme in dieses Haus, die Wohnung des Maire, finde dort einen der tollkrannten Mann und als dessen Pflegerin eine Dame, die ganz und gar nicht in die Umgebung paßt, und das alles in einem Hause, auf dem die Verantwortlichkeit für das Dorf und seine Bewohner lastet. Da ist es denn wohl nicht mehr als billig, wenn ich mir die Frage erlaube: Wo steckt denn dieser Herr Maire?“

Die Geheimnißkammer der Französin hatte den Offizier in Harnisch gebracht, so daß seine Frage etwas vom Befehlston an sich hatte.

Die junge Dame war abwechselnd rot und bleich geworden und bot in der Befürzung, in die sie die entscheidende Frage des Offiziers versetzte, einen zeitvollen Anblick.

Werner hätte ihr ums Leben gern die Antwort erlassen, allein er mußte im Interesse des militärischen Dienstes auf ihrer Beantwortung bestehen.

„Mein Gott!“ kam es endlich zögernd über die ruhigen Lippen. „Der Maire ist ja der Kranke, und ihn zu schonen, wollte ich jede Auseinandersetzung zwischen Ihnen und ihm vermeiden.“

„Gut, mein Fräulein! Ich will Ihnen glauben und annehmen, daß Sie als Verwandte den tranken Maire pflegen. Meine Pflicht aber gebietet mir, mich von dem Zustand des Patienten selbst zu überzeugen. Denn, wissen Sie, meine Dame, auf dem Maire ruht eine große Verantwortung. Er hat mir zu haften für seine ganze Gemeinde, deren männliche Bewohner in dem Verdadht stehen, die schlimmsten Franktireurs zu sein. Sollte von ihnen ein Anschlag auf meine Truppe gemacht werden, so müßte nicht nur der Maire mit seinem Kopf dafür büßen, sondern auch das Dorf müßte ich in Flammen und Rauch aufgehen lassen!“

„Gütiger Himmel!“ rief die Französin entsetzt. „Sie werden doch nicht einen Unschuldigen und noch dazu einen mit dem Tode Ringenden büßen lassen, was der Unglück und die Rachsucht der von Ihnen unterdrückten Franzosen verquälten! Ist es doch nur berechtigte Gegenwehr, die hier geübt wird. Wenn Sie in unser schönes Frankreich einfallen wie wilde Horden, müssen Sie es sich auch gefallen lassen, als solche behandelt zu werden.“

„Es wäre vergebliche Mühe, mein Fräulein, Sie überzeugen zu wollen, auf weissen Seite das Recht steht. Das aber will ich Ihnen sagen: Wenn wir heute in Ihr gepriesenes Land einbringen und die französischen Truppen von Stadt zu Stadt jagen, so ist es nur die gerechte Vergeltung für das unfähige Elend und die namenlose Schmach, unter der mein Vaterland durch die schändliche Eroberungssucht und brutale Tyrannei französischer Herrscher lange genug gelitten hat. Und die Vergeltung, die wir üben, ist immer noch eine edle im Vergleich zu der unheimlichen Vernichtungswut eines Ludwig XIV. und den schmachvollen Despotismen eines Napoleon! Wenn die Franzosen mehr in der Geschichte zu Hause wären, so müßten sie sich sagen, daß die Deutschen nur das wiederholen, was ihnen feinerzeit widerrechtlich entziffen wurde.“

Das Feuer edlen Zornes, das bei dieser Zurechtweisung aus Werners Augen sprühte, verließ dem Gesicht des jungen, schon durch die Vollkraft der Mannlichkeit und die Ritterlichkeit seines Wesens bestehenden Offiziers einen mächtigen Reiz, dem sich die Französin nicht zu entziehen vermochte. Sie mußte sich eingeben, daß sie es nicht nur mit einem tapferen Soldaten und glühenden Patrioten, sondern auch mit einem vollendeten Kadavrier zu tun hatte.

Unwillkürlich begegnete ihr Blick dem des Fremden, dessen flammender Strahl sie verwirrte und sie gang um ihre sichere Haltung brachte. Ein verächtliches Rot ergoß sich über Gesicht und Hals, und als sie jetzt das Gespräch nach kurzer Pause wieder aufnahm, geschah es in einer wesentlich milderen Tonart, die dem Offizier schmeichelnd unfruchtbar.

(Fortsetzung folgt.)